

Warum Psychoanalyse ein integraler Bestandteil des akademischen Studiengangs Psychologie sein sollte

Hüneke, Henrich

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hüneke, H. (1997). Warum Psychoanalyse ein integraler Bestandteil des akademischen Studiengangs Psychologie sein sollte. *Journal für Psychologie*, 5(2), 57-64. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29132>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Warum Psychoanalyse ein integraler Bestandteil des akademischen Studiengangs Psychologie sein sollte¹

Henrich Hüneke

Zusammenfassung

Psychoanalytische Theoriebildung und Erfahrungen aus psychoanalytischer Arbeit erklären mehr Alltagsphänomene und sind Öffentlichkeitswirksamer als Forschungsergebnisse der akademischen Psychologie, ja sie gestalten das öffentliche Bild von Psychologie und vom Beruf des Psychologen wesentlich mit. Studierende der Psychologie sollten aber nicht nur deshalb über grundlegende Begriffe und Befunde der Psychoanalyse orientiert sein, sondern auch, weil dadurch eine Erweiterung psychologischer Denk- und Forschungsansätze möglich wird. Methodologisch verlangt die Psychoanalyse eine Abkehr vom kritischen Rationalismus und eine Hinwendung zu Forschungen unter Beachtung der Subjekt-Subjekt-Relation. Dabei spielt einerseits das zentrale Konzept von Übertragung und Gegenübertragung eine Rolle, und andererseits die psychoanalytische Theorie von den inneren Objekten mit ihrer Beziehung zum Konstruktivismus.

Nach dem hier vertretenen Konzept soll Psychoanalyse nicht als ein Fach neben anderen im Psychologiestudium vertreten sein, sondern als konsequent psychologischer, auf Introspektion und Subjektivität aufbauender Denkansatz in die psychologischen Unterrichtsfächer integriert sein.

Die zunehmende Zahl psychoanalytisch ausgebildeter Diplom-Psychologen kann von der Universität erwarten, daß auch ihr Berufsfeld im akademischen Studiengang Psychologie angemessene Berücksichtigung findet.

Ich möchte zunächst erklären, warum ich für eine Integration der Psychoanalyse ins Psychologiestudium streite. Es ist schließlich schon lange Jahre her, daß ich an einer deutschen Universität gearbeitet habe; ich könnte mich also in meiner psychoanalyti-

schen Praxis vor den Toren Heidelbergs bequem vergraben und die Entwicklung der akademischen Psychologie sich selbst überlassen. Es hat sich mir aber bezüglich des Verhältnisses zwischen Psychologie und Psychoanalyse ein Leidensdruck erhalten, seit ich vor 30 Jahren in Frankfurt die Diplomprüfung für Psychologen abgelegt habe. Ich leide daran, daß es immer noch nur mir selbst überlassen bleibt, wie ich die beiden Teile meiner beruflichen Identität integriere, und daß dafür von seiten der Universität nicht die geringste Anregung kommt. Ich trage meine Thesen für die Integration der Psychoanalyse ins Psychologiestudium hier vor, obwohl - oder gerade weil - ich weiß, daß derzeit denkbar schlechte Bedingungen für die Verwirklichung meiner Idee bestehen: Die Psychoanalyse wird an der überwiegenden Zahl der Psychologischen Institute nicht nur verleugnet, sondern oft auch als unwissenschaftlich abgewertet oder sogar verunglimpft. Meine persönlichen Erfahrungen dazu sind die folgenden: Solange ich auf dem Gebiet der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie mit den sogenannten objektivierenden Methoden tätig war - das war bis vor 15 Jahren der Fall - konnte ich keinem meiner Kollegen von der psychoanalytischen Ausbildung erzählen, die ich seit Jahren nebenher absolvierte; es hätte mich mein Renommée gekostet. Und ich erinnere mich an die teils erstaunten, teils belustigten, teils mißbilligenden Blicke, die mir begegneten, als ich mich aus meinem damaligen Tätigkeitsfeld mit der Ankündigung verabschiedete, ich werde mich als Psychoanalytiker niederlassen. Lediglich eine junge Privatdozentin signalisierte Verständnis: » So etwas«- gemeint war eine psychoanalytische Therapie - habe sie schon mitge-

macht. Auch sie hatte also ihre Verbindung zur Psychoanalyse verheimlicht, und in ihren Forschungen und Publikationen findet sich bis heute kein Niederschlag davon.

Ich glaube, daß das Gefühl, abtrünnig geworden zu sein und den gemeinsamen Boden des Psychologenberufs verlassen zu haben, von vielen Psychoanalytikern, die Psychologen sind, geteilt wird, und daran hat sich seit dem verdienstvollen »Aufruf« der Initiativgruppe Erneuerung der Psychologie von 1988, in dem auch die Integration der Psychoanalyse in die Psychologie gefordert wurde, nicht viel geändert. Mein eigenes Interesse an der Integration von Psychologie und Psychoanalyse erhielt neue Schubkraft, als ich mehr und mehr Unterrichtstätigkeit am psychoanalytischen Ausbildungsinstitut übernahm; die unterschiedlichen Begriffe von Wissenschaft, von Lehren und Lernen, vom Theorie-Praxis-Verhältnis und das unterschiedliche Menschenbild von Psychologie und Psychoanalyse waren wieder Thema.

Es ist spezifisch für die Psychoanalyse, das persönliche Erleben als Einstieg in ein Thema zu nehmen. Ich möchte dem jetzt aber einige sehr allgemeine Überlegungen gegenüberstellen: Werden in der Öffentlichkeit psychologische Themen diskutiert - ich denke an Fragen wie »Begründung des Krieges im menschlichen Seelenleben«, »Umgang mit der Bedrohung durch Krieg und Naturzerstörung«, »Flüchtlingsintegration«, »soziale und sexuelle Abweichungen«, »Auswirkungen von Folter und Gewalt«, »psychopathologisch motivierte Verbrechen« oder »bewußte Bewältigung des deutschen Einigungsprozesses« - , werden also solche Themen diskutiert, so fehlen Wortmeldungen der führenden akademischen Psychologen unseres Landes fast völlig.

Psychoanalytiker hingegen sind zu all diesen Themen mit durchaus klugen Beiträgen vertreten. So kommt es zu dem krassen

Mißverhältnis, daß die Öffentlichkeit Psychologie mit Psychoanalyse und Tiefenpsychologie gleichsetzt, während in der akademischen Psychologenausbildung davon aber auch rein gar nichts enthalten ist. Diese größere Öffentlichkeitswirksamkeit liegt nun nicht etwa daran, daß die wenigen analytisch ausgebildeten Psychologen ein besonderes Geschick für Public Relations hätten, sondern sie hat ihre Ursache in der enormen Praxisferne psychologischer Lehre und Forschung an der Universität. Es ist der akademischen Psychologie nicht gelungen, irgendeine Relevanz für das tägliche Leben eines jeden einzelnen deutlich zu machen. Zwar ist die langsame Loslösung vom Allgemeinverständlichen auch in anderen Wissenschaften zu beobachten, besonders in Physik und Biochemie. Aber hier gibt es im Gegensatz zur Psychologie alltagsrelevante Grunderkenntnisse, auf deren Boden die Unverständlichkeit neuerer Forschung akzeptabel wird. Was der Psychologie fehlt, wird durch die Denkmodelle und Forschungsergebnisse der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie substituiert, und so kriegen viele Psychologen das Image des Tiefenpsychologen attribuiert, von dem sie doch so gar nichts wissen wollen. Ich selbst merke es immer daran, wie ungläubig mich Bekannte oder auch Patienten anschauen, wenn ich ihnen sage, daß ich meine gesamte psychoanalytisch-therapeutische Kompetenz erst nach der psychologischen Diplomprüfung erworben habe: »Ja, und was lernt man dann im Psychologiestudium?« heißt anschließend die verwunderte Frage.

Ich möchte mit diesem Diskussionsbeitrag der Überzeugung Ausdruck geben, daß die akademische Psychologie bei der Planung von Forschungsvorhaben und bei der Psychologenausbildung in Zukunft nicht mehr auf den Erfahrungs- und Methodenschatz der Psychoanalyse verzichten können wird. Das betrifft sowohl das Grundstudium mit den methodischen und allgemeinspsychologischen Aspekten als auch das Hauptstudi-

um mit der Differentiellen Psychologie, der Sozialpsychologie, der Psychopathologie und den praxisbezogenen Fächern. Dabei schlage ich mit meiner Forderung nach fächerübergreifender Integration eine Denkrichtung ein, die sich deutlich von Ansätzen unterscheidet, wie sie bisher von anderen Autoren vertreten worden sind, z. B. von Helmut Bach 1990. Ich denke gerade nicht, daß Psychoanalyse im Rahmen eines Lehrauftrags oder als zusätzliches anwendungsbezogenes Fach im Psychologiestudium vertreten sein sollte, sondern daß sie die Entwicklung angehender Psychologen als ein theoretisches, praxisbezogenes und methodisches Denkkonzept neben anderen begleiten müßte. Trotzdem schließe ich mich der zentralen These von Bach an, daß nämlich (S. 154) »...eine Seelenlehre unter Vernachlässigung der Dynamik innerer und auch unbewußter Prozesse...nicht als vollständige Seelenwissenschaft angesehen werden (kann)«.

Die Vorstellung vom dynamischen Unbewußten und - in engem Zusammenhang damit - die Abwehrlehre sind wohl die wesentlichen Beiträge der Psychoanalyse zur psychologischen Theoriebildung. Sie machen viele psychische Vorgänge verständlich, plastisch und interessant, die anderweitig blaß, ängstigend und verwirrend bleiben.

Auf dem Gebiet der Wahrnehmungsvorgänge gibt es zum Beispiel Erscheinungen wie perceptual defense, es gibt die Fehlleistungen wie Verhören, Versehen, Verlesen, und es gibt die klassischen psychogenen Wahrnehmungsausfälle wie Blindheit, Taubheit, Sensibilitätsstörungen. Zu all dem hat eine reine Bewußtseinspsychologie wenig beizutragen, und sie hat diese Themen ja auch systematisch ausgeklammert oder es bei der einfachen Beschreibung gelassen. Unter Einbeziehung unbewußter Motive läßt sich hier aber ein Erkenntnisprozeß über die Natur des Menschen in Gang setzen, der seine empirische Bestätigung auch darin findet, daß hysterische Wahrneh-

mungsausfälle unter psychoanalytischer Behandlung vergehen, und Fehlleistungen in Bereichen, die nicht mit unbewußten Konflikten beladen sind, praktisch nicht auftreten.

Freud hat dem kritischen Vorwurf, seine Methode sei irrational, entgegengehalten, das Irrationale sei der Gegenstand seiner Forschung, und die Methode müsse sich dem anpassen. Jedenfalls hat das Irrationale als Forschungsgegenstand in der akademischen Psychologie keinen Platz gefunden.

Ebenso ist es auf dem Gebiet des Lernens, des Gedächtnisses und des Denkens, wo psychogene Lernhemmungen, Vergessen als Fehlleistung, psychogener Gedächtnisverlust, innere Abwehr von Denkergebnissen oder umgekehrt scheinrationale Begründungen für eindeutig affektiv motivierte Haltungen und Handlungen beobachtet werden und mit Mitteln der reinen Bewußtseinspsychologie nicht zu verstehen und zu erklären sind.

Wenn wir uns vor Augen führen, wie wichtig die Kenntnis pathologischer Nervenfunktionen für die Entwicklung von präzisen Vorstellungen über die Funktion des gesunden Nervensystems war, können wir ermeszen, worauf die akademische Psychologie verzichtet, wenn sie sich nicht mit den extremen Funktionslagen psychischer Prozesse beschäftigt. Ich will nicht behaupten, daß die Psychoanalyse den einzigen Beitrag hierzu liefert, aber einen sehr wichtigen neben anderen stellt sie ganz gewiß dar. Vollends unmöglich aber wird der Umgang mit einer reinen Bewußtseinspsychologie auf dem Gebiet der menschlichen Motivation: Hier haben wir es mit Phänomenen zu tun wie dem Scheitern von sogenannten »guten Vorsätzen«, wir beobachten eine irrationale Tendenz zur ewigen Wiederholung der immer gleichen Fehler oder auch den plötzlichen Durchbruch von Impulsen, die ganz im Gegensatz zum sonst bewußten

und akzeptierten Motivationsgefüge stehen. Widersprüche, Sprünge und Unverständliches müssen hier zunächst einmal vorurteilslos registriert werden, wozu Freuds Methode der »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« viel hilft. Und ohne die Annahme von unbewußten Motiven ist eine Erklärung auch hier aussichtslos.

In der Persönlichkeits-, Entwicklungs- und Sozialpsychologie sind am ehesten noch psychoanalytische Konzepte an der Universität vertreten. Ich habe mir aber berichten lassen, daß sie oft als Kuriosität belächelt werden, und vielleicht ist das ja auch bei Theorien wie denen zur Massenpsychologie oder bei der einzig auf die psychosexuellen Aspekte reduzierten Entwicklungspsychologie der klassischen Psychoanalyse berechtigt. Hier sehe ich Möglichkeiten zur gegenseitigen Anregung und Korrektur. Auf der anderen Seite wird die psychoanalytische Herkunft mancher psychologischer Konzepte oft auch einfach geleugnet. Immer wieder ist mir z. B. Freuds Ausdruck von der »Wiederkehr des Verdrängten« eingefallen oder Jungs Formulierung einer »Manifestation des Unbewußten«, wenn ich den Psychoanalyse-Gegner Hans-Joachim Eysenck über den faktorenanalytischen Nachweis von Intro- und Extraversion als Persönlichkeitsvariable reden hörte oder entsprechende Arbeiten von ihm las.

Viel psychoanalytisches Gedankengut, das ins Grundstudium gehört, kann - denke ich - angehenden Psychologen als Teil der Allgemeinbildung wissenschaftlich und begrifflich vermittelt werden. Es geht einfach nicht an, daß der Fachmann die Argumente, die ihm ständig von Laien entgegengetragen werden, schlicht nicht kennt oder aus Bequemlichkeit damit abtut, dies sei »keine wissenschaftliche Psychologie«.

Wird Psychologie etwa dadurch wissenschaftlicher, daß sie ihre psychologische Ausrichtung aufgibt, auf Introspektion und Einfühlung verzichtet, weil sich damit keine

»exakten Daten« gewinnen lassen? Ich habe die empörte Bemerkung eines amerikanischen Kollegen noch im Ohr, der am Ende einer Vortragsveranstaltung über Psychophysiologie auf dem Kongreß der International Union of Psychological Sciences 1980 in Leipzig fragte: »Why do we do the work of Physiologists? We have to talk more about Psychology, because we are Psychologists!«

Psychoanalyse ist eine durch und durch psychologische Denkmethode und Lehre. Sie arbeitet mit nichts anderem als mit dem, was im Inneren von Menschen vorgeht. Sie übersetzt sogar die äußere Umgebung mit den anderen Menschen in eine Welt von inneren Objekten², um stets das Bewußtsein von einer »psychologischen Wendung nach innen« zu behalten, wo Wahrnehmung immer subjektiv, affektgesteuert und zielgerichtet ist.

Ich komme damit zum letzten wenn auch nicht unwichtigsten Aspekt des Grundstudiums, zur Ausbildung in Forschungsmethodik. Hier stehen sich Psychoanalyse und Psychologie diametral gegenüber, denn die Psychologie beharrt in ihrer überwiegenden Lehrmeinung nach wie vor auf der Fiktion, der Psychologe könne irgendeinen psychischen Vorgang (auf dem Umweg über seine Verhaltenskorrelate) »objektiv« erfassen, durch Operationalisierung »objektivieren« oder mit Hilfe statistischer Methoden eine Beobachtung »sichern«. Jörg Sommer, selbst Methoden-Lehrer, nannte so etwas in den Vorgesprächen zu dieser Streitschrift »eine Primitiv-Theorie über die Beobachtungssituation«, da die Interaktion beim Beobachten dabei außer acht bleibt. Dem steht als wesentlicher methodologischer Beitrag der Psychoanalyse das Bewußtsein von der Subjekt-Subjekt-Relation in der Untersuchungssituation gegenüber. Auch in diesem Text versuche ich nicht, irgend etwas als »objektive« Tatsache oder als »die« Wahrheit hinzustellen, sondern ich mache

stets meine persönlichen und »subjektiven« Gesichtspunkte kenntlich. Das entspringt dem von mir internalisierten psychoanalytischen Konzept von Übertragung und Gegenübertragung. In diesem Zusammenhang hätte die akademische Psychologie viel hinzuzulernen, wenn sie ihre klassischen Beobachtungssituationen wie Experiment, Test, Verhaltensbeobachtung als soziale Prozesse aufzufassen beginnen würde. Schließlich sind Versuchsleitereffekte und Wirkungen der Erwartungen des Versuchsleiters sogar am Verhalten von Versuchsratten nachweisbar (»Rosenthal-Effekt«); umso verwunderlicher ist es, daß die vorliegende Literatur zur Sozialpsychologie des Experiments bei der Planung von psychologischen Experimenten so wenig Berücksichtigung findet.

Hier liegt der Dreh- und Angelpunkt meiner Argumentation: Die Psychoanalyse kann durch ihren konsequent psychologischen Ansatz, durch Betonung von Introspektion und Intersubjektivität zu dem dringend notwendigen Paradigmenwechsel in der Psychologie beitragen, zur Rückbesinnung auf die auch geisteswissenschaftlichen Aspekte der Psychologie. Der positivistische Wissenschaftsbegriff kann dann nicht mehr der alleinige und alles beherrschende sein. Der Bezug zu erkenntnistheoretischen Entwicklungen, die wegführen vom kritischen Rationalismus Karl Poppers, könnte hergestellt werden, z. B. zum Konstruktivismus, wie er im Gefolge von Maturana und der Palo-Alto-Schule in Deutschland von Watzlawick, Heinz v. Förster und Glasersfeld vertreten wird. Die Verbindung zwischen diesem inzwischen weit über den neurobiologischen Ursprung hinausgehenden Ansatz und dem Konstruktivismus, der sich z. B. in der Theorie der inneren Objekte manifestiert, wird auch in der Psychoanalyse seit einigen Jahren diskutiert (Brocher und Sies 1986).

Soll der Psychologiestudent nun auch das alles, was hier gefordert wird, noch zusätzlich ins Curriculum gepackt bekommen?

Nein. Ich bin der Überzeugung, daß die akademische Psychologie sich von liebgewordenen Lehrinhalten trennen muß. Mit wieviel Psychologie könnten sich die Studenten zusätzlich beschäftigen, wenn sie nicht mehr genötigt wären, die klassische Testkonstruktion in Theorie und Praxis zu erlernen, wenn sie sich nicht mehr mit Matrizenrechnung, obliquen Rotation von Faktorenanalysen, Kanonischer Korrelation und einer Unmenge von nichtparametrischen statistischen Prüfverfahren herumschlagen müßten. Forschungen könnten so zustandekommen, bei denen nicht mehr das Bemühen um Objektivität im Vordergrund steht, hier ist die zugrundeliegende Vorstellung das, was auf dem Objektträger unter dem Mikroskop zu sehen ist; sondern Forschung könnte sich abspielen im interessierten und achtungsvollen Umgang mit Menschen, »diesen obskuren Objekten unserer Begierde«, um hier einen Filmtitel von Bunuel in Beziehung zu setzen zur psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie. Das Interaktionsmodell der Psychoanalyse, das über ein ganzes Jahrhundert hinweg ausgefeilt worden ist, ergänzt sich gut mit Lorenzers (1977) Interaktionsmodell zwischen Therapeut und Patient. Beide Modelle lassen sich auch auf die Interaktionen zwischen Forscher und erforschtem Objekt übertragen.

Damit komme ich zu einigen Thesen, wie Psychoanalyse in den Bereich des Hauptstudiums integriert werden könnte. Ans Interaktionsmodell schließt sich das Fach Sozialpsychologie zwanglos an. Die Psychoanalyse hat dazu langjährige Erfahrungen im Umgang mit Gruppen und Individuen. Und die Einzelbeobachtungen solcher sozialen Prozesse erstrecken sich über lange Zeiträume hinweg, nämlich auch über die Wegstrecken, wo sich destruktive, aggressive, selbstauflösende und ablehnenswerte Züge im Sozialverhalten bemerkbar machen. Allein die Psychoanalyse hat Techniken entwickelt, die es möglich machen, solche

Vorgänge und Zustände zu akzeptieren und dann auch zu überwinden. Das gleiche trifft im umgekehrten Fall für allzu lange bestehende und pathologische Bindungen zu: Nirgendwo sonst werden die Bindungen zwischen Therapeut und Patient so ausführlich reflektiert und am Ende einer Behandlung auch wieder aufgelöst.

Unter den anwendungsbezogenen Fächern nehme ich die Pädagogische Psychologie als Beispiel. Alle pädagogischen Praktiker, seien sie nun Lehrer, Berufsausbilder, Trainer im Sport oder Früherzieher, leben mit der Erfahrung, daß jeder Versuch der pädagogischen Beeinflussung zum Scheitern verurteilt ist, wenn er nicht auf die inneren Widerstände der einzelnen Individuen oder der Gesamtgruppe Rücksicht nimmt und hier wiederum insbesondere auf die unbewußten Widerstände. Phänomene wie Prüfungsangst, Leistungsversagen, das langsame Abbröckeln von Volkshochschulkursen, Auftrittsängste bei Künstlern oder ständige Verletzungen bei Sportlern bleiben ohne das Denkkonzept von den unbewußten Widerständen und ohne eine Beschäftigung mit verdrängten autodestruktiven Motiven unerklärbar. Erfreulicherweise werden in letzter Zeit »Ansätze zu einer selbstreflexiven Dimension in der Hochschuldidaktik« sichtbar, die sich auf die Psychoanalyse mit ihrer Betonung der Subjekt-Subjekt-Relation berufen (Haack-Wegner 1996).

Für das Gebiet der Differentiellen Psychologie gilt, daß die Psychoanalyse über ein hochentwickeltes System verfügt, Menschen ausführlich und angemessen zu beschreiben. Ich staune jedesmal, wenn ich mir z. B. von einem Patienten, der früher schon mal in Behandlung - oder auch nur in einer Klinikambulanz - war, ein altes Interview anfordere, wie präzise und als Individuum erkennbar dieser Mensch darin beschrieben worden ist. Ein gleiches Erlebnis habe ich oft, wenn ich diagnostische Erstin-

terviews von Ausbildungskandidaten lese und anschließend den Patienten zur Zweit-sicht sehe. Das hohe Maß an »Objektivität« in dieser diagnostischen Hinsicht wird ergänzt durch eine selbstverständliche Mitbetrachtung von differenten Wahrnehmungsaspekten zwischen Erst- und Zweituntersucher - wen überrascht das noch nach dem bisher Gesagten: Es stellt sich eben mit jedem Untersucher eine andere Beziehung und ein anderer Blickwinkel ein, weil auch jeder Untersucher andere Abwehraspekte einbringt, so daß die unterschiedlichen Aspekte sich gegenseitig ergänzen und nicht ein »richtiger« den »falschen« aufhebt.

Schließlich komme ich zum Stiefkind der Psychologie, zur Psychopathologie. Auf dem ersten Treffen der Initiative zur Erneuerung der Psychologie 1990 hörte ich Gerhard Vinnai - spürbar enttäuscht - ausrufen: »Psychologie hat mit dem Wahnsinn zu tun, mit den Abgründen menschlichen Erlebens, mit den Katastrophen, die in Kunst und Literatur dargestellt werden. Eine akademische Psychologie, die das nicht zur Kenntnis nimmt, bleibt blutleer und uninteressant!« Ich schließe dieser Anklage die Frage an, warum wir Psychologen eigentlich den Psychiatern die Psychopathologie so vollständig überlassen? Es muß sich schlicht um Berührungsängste vor seelischen Extremsituationen und damit auch vor seelischen Notlagen handeln, denn wir Psychologen hätten ein durchaus eigenständiges Interesse, die Phänomene von Geisteskrankheit und psychischer Störung auf einer psychologisch-interaktionellen Ebene zu betrachten; die Medizin entfernt sich mit der Medikamentenbehandlung davon sowieso immer mehr. Schizophrenie z. B. wird aber niemals reduzierbar sein auf eine reine Abweichung im Stoffwechselhaushalt des Gehirns, sondern sie wird immer auch ein existentielles und ein psychologisches Phänomen bleiben, das unter psychologischen Gesichtspunkten betrachtbar, erforschbar

und einfühlbar ist. Das ungelöste Leib-Seele-Problem spielt dabei eine Rolle.

Die Psychoanalyse als allgemeinspsychologisches Denkmodell hat ihren Ausgang genommen von der Betrachtung pathologischer psychischer Phänomene und verfügt deshalb über eine große Selbstverständlichkeit im Umgang mit psychopathologischen Vorgängen und nebenher auch über viel Erfahrung im Umgang damit.

Ich komme zum Schluß: Sigmund Freud war der Ansicht, daß Psychoanalyse auch an den Universitäten gelehrt werden sollte, damals bezogen auf das Medizinstudium. Er betonte aber zugleich, daß die Universität eine volle psychoanalytische Ausbildung nicht bieten kann. Aber - so Freud - niemand stellt den Anspruch, daß die Universität erfahrene Chirurgen entlassen müsse. Sie muß nur das Arbeitsfeld und die Terminologie des Faches so weit vermitteln, daß der Student für sich entscheiden kann, ob er es ergreifen will oder nicht, ob einer seiner Patienten in die Hände des Chirurgen gehört oder nicht.

Und obwohl die Psychoanalyse ein zunehmend attraktives Berufsfeld für akademisch vorgebildete Psychologen ist, ist es das einzige Praxisfeld, das im Psychologiestudium - von ganz wenigen Psychologischen Instituten abgesehen - überhaupt nicht vertreten ist. Die akademische Psychologie bietet der wachsenden Berufsgruppe der psychologischen Psychoanalytiker - und es sind keineswegs die schlechtesten Psychologen, die Psychoanalytiker werden - einfach nichts an geistigem Hintergrund und riskiert damit ihre Integrationsfunktion für den gesamten Berufsstand der Psychologen. Da das Psychologie-Diplom ein berufsqualifizierender Abschluß sein soll, hat die Universität die Aufgabe, nicht nur ihren eigenen akademischen Nachwuchs fortzuzeugen, sondern mit ihren Lehrinhalten alle Berufsfelder abzudecken, die dem diplomierten Psychologen später offenstehen. Das muß in be-

sonderem Maß für ein so wichtiges und in seiner Wichtigkeit ständig steigendes Berufsfeld wie der Arbeit als Psychoanalytiker gewährleistet sein.

Anmerkungen

1. Nach einem Vortrag, der auf dem Gründungskongreß der NGfP 1991 in Berlin gehalten wurde und seither nichts an Aktualität eingebüßt hat.
2. Wenn Psychoanalytiker von »Objekten« sprechen, meinen sie immer Menschen. Der Begriff, der ursprünglich für diejenigen Aspekte einer Person geprägt worden ist, die sich zur Triebbefriedigung eignen, hat inzwischen umfassendere Bedeutung gewonnen.

Literatur

- BACH, HELMUT (1990): Die Rolle der Psychoanalyse im Psychologiestudium In: Streeck, U., und Werthmann, H.-V. (Hg.). Herausforderungen für die Psychoanalyse; Diskurs und Perspektiven, 153-168. München: J. Pfeiffer
- BROCHER, TOBIAS, UND SIES, CLAUDIA (1986): Psychoanalyse und Neurobiologie. Stuttgart-Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog
- BUNGARD, WALTER (Hg.) (1980): Die »gute« VP denkt nicht Artefakte in der Sozialpsychologie. München: Urban und Schwarzenberg
- FISCHER, HANS RUDI (1995): Die Wirklichkeit des Konstruktivismus. Auseinandersetzung mit einem neuen Paradigma. Heidelberg: Carl Auer Systeme
- FÖRSTER, HEINZ v. (1992): Kybernetische Reflexionen In: Fischer, Hans Rudi Retzer, Arnold und Schweitzer, Jochen (Hg.) Das Ende der großen Entwürfe S. 132-139. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- FREUD, SIGMUND (1969): Soll Psychoanalyse an den Universitäten gelehrt werden? Argument 50/3
- HAACK-WEGNER, RENATE (1996): Ansätze zu einer selbstreflexiven Dimension in der Hochschuldidaktik am Beispiel einer Lehrveranstaltung in Pädagogischer Psychologie. Journal für Psychologie 4/2, 38-46
- HEIDELBERGER ARBEITSGRUPPE (1994): Das Psychologiestudium der Zukunft oder: Was wir immer noch zu träumen wagen. Journal für Psychologie 3/1, 71-79
- LORENZER, ALFRED (1989): Plädoyer für eine psychoanalytische Hochschule. In: Bareuther, Bach, Ohlmeier, Plenkers (Hg.): Forschen und Heilen. Auf

dem Weg zu einer psychoanalytischen Hochschule.
Frankfurt/M.: Suhrkamp

LORENZER, ALFRED (1978): Sprachspiel und Interaktionsformen. Frankfurt/M.: Suhrkamp

An der Entstehung des Textes waren außer dem Autor Psychologen aus unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern beteiligt. Für ihre anregenden und kriti-

schen Diskussionsbeiträge möchte ich mich deshalb bei Marc Crawford, Peter Gabriel, Mark Galliker, Minu Hemmati-Weber, Jörg Sommer und Stephanie Wilke bedanken. Die meisten von ihnen sind oder waren - wie ich - Mitglieder der Heidelberger Arbeitsgruppe der NGfP (Heidelberger Arbeitsgruppe 1994).

Erich H. Witte (Hrsg.)

Sozialpsychologie der Paarbeziehungen

Der Aufsatzband betrachtet synoptische Aspekte einer Sozialpsychologie der Paarbeziehung mit dem Versuch, durch die Auswahl gezielt auf eine Integration verschiedener Forschungsansätze hinzuweisen.

Die Beiträge behandeln:

- Ein Vergleich der eigenen Liebe zum Partner mit der vom Partner erwarteten Liebe
U. Mees
- Respekt, Faszination, Konflikt: Wie lassen sich die aktuellen Gefühle und Erfahrungen in engen Beziehungen beschreiben?
H. W. Bierhoff, P. Plitzko, E. Walter
- Zufriedenheitsurteile in Paarkonflikten: Ähnlichkeit und interpersonelle Genauigkeit
R. C. A. Klein
- Perspektivendifferenzen bei der Beurteilung von Ungerechtigkeit in interpersonalen Beziehungen
G. Mikula, U. Athenstaedt, A. Heimgartner, S. Heschgl
- Equity in der Partnerschaft: Maßprobleme und Ursachen für Ungerechtigkeit
I. Grau
- Übergang zur Erstelternschaft: Individuelle Belastungen und Paarbeziehungsqualität vor und während der Schwangerschaft
C. Bleich
- Zur Bedeutung von Dingen im Leben von Paaren
C. Kraft Alsop
- Warum persönliche Beziehungen soviel bedeuten (können): An approach in terms of an extended subjective behaviorism
E. Schwanenberg
- Das Mikrosystem Paarbeziehung: Funktionsmodell und Forschungsprogramm
E. H. Witte

Die Beiträge weisen auf weitergehende Forschungen hin und zeigen fundamentale sozialpsychologische Prozesse auf.

ISBN 3-931660-48-6

Preis: 30,- DM

PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28, D-49525 Lengerich, Tel. ++ 49 (0) 5484-308, Fax ++ 49 (0) 5484-550,
E-mail: pabst.publishers@t-online.de, Internet: <http://www.pabst-publishers.de>
